



Kritik

Diakonie im Wandel

100 Jahre Ländli und Bethesda -
es geht weiter, aber anders

Krieg

Derzeit keine Ferienreisen
ins Heilige Land

7

Kurzzeiter

Das Erbe der verstorbenen
OM und JMEM-Gründer

14

Kritik

Welche Argumente helfen
im Nahost-Konflikt

24



Die Ländli-Schwester stehen für Hingabe und Gemeinschaft.

Diakonie hat kein Verfalldatum

Vor 100 Jahren wurde das Diakonissenmutterhaus Ländli (Oberägeri ZG) gegründet, im November feiert die Schwesternschaft ihren runden Geburtstag. In Dankbarkeit, aber ohne Pomp. Während der letzten sechs Jahre hat sich viel verändert. Aus dem ehemaligen Kurhaus ist ein Hotelbetrieb geworden, aus dem Verein wurde eine Stiftung. Die Schwestern haben ihr Lebenswerk weitergereicht, begleiten das Werk weiterhin im Gebet. Geblieben ist die geistliche DNA und der Dienst am Nächsten. Daniel Rehfeld hat mit Schwester Martha Häusermann gesprochen, der langjährigen Oberin.

IDEA: Welche Anrede ist Ihnen lieber, Schwester Martha oder Frau Häusermann?

Schwester Martha ist mir geläufiger. Seit ich die Tracht trage, werde ich jeweils mit dem Vornamen angesprochen, das bin ich so gewöhnt. Es macht mir aber auch nichts aus, wenn mich jemand „Frau Häusermann“ nennt.

Inwiefern gibt es Unterschiede zwischen einer Schwester und einer Diakonisse?

Die Diakonisse leitet sich aus dem Begriff „Diaconia“ ab und steht für die Berufsbezeichnung. Es geht um den Dienst für Gott und an den Menschen. Ausserdem ging es auch um eine Abgrenzung zu den katholischen Ordensgemeinschaften. Evangelische Diakonissen haben sich durch gemeinnützigen Dienst ihre Anerkennung verdienen müssen.

Wie gestaltet sich das Zusammenleben heute? Immerhin steht das Ländli in einem katholisch geprägten Kanton.

Ich erlebe die Begegnungen positiv. Wir werden auf der Strasse oft mit „Grüezi Schwöschter“ gegrüsst und in der Vergangenheit gab es vor allem mit den karitativen katholischen Ordensgemeinschaften punktuelle Zusammenarbeit oder gemeinsame Weiterbildungen.

Die Diakonie steht in einem Umbruch. Wie nehmen Sie die Entwicklung wahr?

Bei meinem Eintritt war der Begriff stark von der „Mutterhausdiakonie“ geprägt. Im Laufe der Zeit haben auch Einzelpersonen und kirchliche Kreise den Begriff aufgenommen, sodass wir nicht mehr die Einzigen waren, die sich dafür einsetzten. Durch die zunehmende Alterung und Gebrechlichkeit der Gemeinschaften haben wir sicher nicht mehr das gleiche Gewicht in der Gesellschaft wie früher.

Macht Sie diese Entwicklung nachdenklich?

Mir bereitete das kaum Schwierigkeiten, denn ich war als Vertretung der Diakonissenhäuser auch im Vorstand des Diakonieverbandes Schweiz (früher Verband für innere Mission und Diakonie). In dieser Funktion habe ich mich stets dafür eingesetzt, dass Diakonie auch in Kirchen und Freikirchen einen grösseren Praxisbezug bekommt. Somit habe ich den Prozess, dass Diakonie auf eine breitere Ebene gestellt wird, auch mitgefördert. Aber natürlich ist es auch schmerzlich, zu sehen, dass sich die Schwesternschaft auf dem absteigenden Ast befindet.

27 Jahre waren Sie Oberin im Ländli, können also eine lange Zeitspanne überblicken. Welche markanten Ereignisse haben diese Zeit geprägt?

Bei meinem Einstieg hat mir die imposante Schar der Diakonissen imponiert. Im Mutterhaus wurde der Alltag im Kurhaus von rund 60 bis 70 Schwestern bewältigt. Entsprechend erinnere ich mich auch an die Zusammenkünfte und vor allem die grossen Jahresfeste, an denen 700 bis 800 Menschen teilnahmen. Die Akzeptanz und Verbundenheit mit der Schwesternschaft waren riesig.

Vor 50 Jahren lebten 240 Diakonissen (1973) auf dem Areal. Heute hat sich die Gruppe auf 42 verkleinert. Wie gestalten sich Leben und Atmosphäre heute?

Diese Entwicklung löst schon Schmerz und Wehmut aus, weil unsere Hoffnung immer darin bestand, Wege zu finden, einen Fortbestand der Schwesternschaft zu erreichen. Trotz verschiedener Anstrengungen im geistlichen und gesellschaftlichen Leben war es uns leider nicht möglich, dieses Ziel zu erreichen. Die Entwicklung von einer grossen und aktiven Schwesternschaft zu einer kleinen und gebrechlichen Anzahl ist schon ein schwieriger Weg. Ich bin aber immer noch aus Freude und Überzeugung Schwester und setze mich im Rahmen meiner Möglichkeiten ein. Und es sind noch ein paar Schwestern im aktiven Arbeitsprozess integriert, zum Beispiel in der Leitung Hauswirtschaft, im Sekretariat oder an den Aussenstellen in Basel und Herrliberg.

Unser letztes Gespräch liegt 20 Jahre zurück. Damals wurden grosse Teile des Areals durch ein Unwetter zerstört. Wie präsent sind diese Erinnerungen noch?

Ich war an diesem Wochenende nicht anwesend, sondern mit einer Schwesterngruppe in Italien auf den Spuren des Franz von Assisi. Wir bekamen am Samstag einen Anruf aus dem Ländli und so kehrte ich mit Schwester Erika vorzeitig zurück. Wir konnten uns eine Überflutung im Ländli nicht vorstellen und waren dementsprechend überrascht, als wir am Sonntagabend eintrafen. Es war ein schlimmer Anblick und der Schreck sass den Betroffenen noch in den Knochen. Umso grösser war die Dankbarkeit, dass niemand zu Schaden gekommen ist, und die Solidarität innerhalb der Schwesternschaft, der Mitarbeiterschaft und der Bevölkerung, aber auch die Grosszügigkeit der Versicherungen.

Sie haben damals zwei interessante Zitate geprägt. „Eine Antwort haben wir nicht. Wir haben es einfach zu akzeptieren und Ja zu sagen. Und in dieser Situation wollen wir unserem Gott weiter vertrauen, dass er uns in und aus dieser Situation hilft.“ – Sie sagten aber auch, das Aufräumen habe geholfen, Wut und Aggressionen abzubauen. Zeigt dies, dass auch Diakonissen ein Wechselbad der Gefühle erleben können?

In den ersten Tagen nach dem Unglück bekamen wir von einer Schwester eine Spruchkarte mit dem Satz des französischen Dichters Paul Claudel, der sinnngemäss schreibt: „Gott ist nicht gekommen, uns das Leid zu erklären, sondern er ist gekommen, es mit seiner Gegenwart zu erfüllen.“ Dieser Satz hat uns durch die schwie-

rige Zeit begleitet. Und natürlich hat die praktische Arbeit wie Aufräumen und Abbrechen der einen oder anderen sicher gutgetan.

Sie sagten auch, dass Sie in die Pionierphase zurückversetzt wurden, was heilsam war, um den Auftrag neu zu überdenken.

Wir hatten in dieser Phase natürlich nicht viel Zeit, um uns Gedanken zu machen, wie es weitergehen soll. Es gab einfach eine grundsätzliche Hoffnung, das Ländli so gut wieder aufzubauen, dass wir die Aufgabe weiter erfüllen können. Das war unsere Triebfeder. Allerdings war unsere aktive Schwesternschaft schon damals dezimiert, aber wir hatten inzwischen gute Erfahrungen mit Angestellten gemacht, die sich mit uns und unserem Auftrag solidarisiert hatten. So konnten wir gemeinsam das Ländli wieder aufbauen.

Sie definieren „Dienen“ als Lebensaufgabe. Wie können Sie diesem Auftrag treu bleiben in einer Zeit von Selbstoptimierung und Individualismus?

(lacht) Durch meine Beziehung zu Jesus und mein Verständnis der Bibel war die Frage des Dienens für mich nie ein grosses Problem. In jungen Jahren prägte mich ein Wort des Apostels Paulus aus dem zweiten Korintherbrief. „Und Christus ist deshalb für alle gestorben, damit alle, die leben, nicht länger für sich selbst leben, sondern für Christus, der für sie gestorben und auferstanden ist“ (2. Kor 5,15 Red.). Das war schon früh mein Lebensmotto und das kann sich auf verschiedene Arten auswirken. Ich hatte selten den Eindruck, ich hätte etwas verpasst, sondern war zufrieden mit meinem Leben und hatte genug Herausforderungen, die mich froh gemacht haben. Natürlich sind die gesellschaftlichen Entwicklungen auch nicht spurlos an unserer Gemeinschaft vorübergegangen, was beispielsweise das Mitspracherecht und den Stellen-



Schwester Martha Häusermann (80) stammt aus einer 8-köpfigen Bauernfamilie im Seetal (AG), entschied sich mit 17 Jahren für Jesus Christus und trat mit 20 Jahren in die Schwesterngemeinschaft Oberägeri ein. Grundausbildung als Diakonisse im Ländli, Ausbildung zur Französischlehrerin in Neuchâtel, 6 Jahre als Lehrerin in Iseltwald tätig, 2 Jahre Bibelschule St. Chrischona, zwischen 1980 und 2007 Oberin des Diakonieverbandes Ländli.

wert persönlicher Bedürfnisse betrifft. Und ja, manchmal musste ich schon seufzen. Aber auch ich konnte mir manches leisten oder Urlaub machen. Und meine Tätigkeit brachte mich unter anderem nach Afrika, Brasilien oder Japan, wo ich Missionare besuchen durfte.

Auf der anderen Seite kommen Menschen ins Ländli, die schon alles erreicht und gesehen haben, aber auf der Suche nach Ruhe und dem inneren Frieden sind. Wie nehmen Sie das wahr?

Für mich war es ein gesundes Gegengewicht, zu merken, dass auch Menschen, die sich äusserlich alles leisten können, dieselben Bedürfnisse nach der Begegnung mit Gott und Stille haben. Umso mehr habe ich mich gefreut, wenn ich Wege aufzeigen konnte, wie das gelingen kann. Sei es in der Pflege, in der Beziehung zu Jesus oder im Hören auf das Wort Gottes. Und es war schön, immer mal wieder ein Echo zu bekommen von Menschen, denen die Auszeit im Ländli und die Anregungen während dieser Zeit gutgetan haben.

Der Gründer des Ländli, Pfr. Theophil Krawielitzki, sagte einst: „Die Kirche braucht Erweckung, sonst ist sie tot.“ Mit welchem Blick schauen Sie heute auf die Kirche?

Das Zitat ist genauso aktuell wie damals. Fakt ist, dass man Erweckung nicht machen kann, obwohl es immer unserem Anliegen entsprach. Ganz alte Schwestern beten immer noch um Erweckung, auch wenn der Begriff inzwischen nicht mehr so häufig gebraucht wird. Das Wort mag alt sein, aber es braucht einfach das Hineinwirken von Gott in das Leben von christlichen Gemeinden, Kirchen oder Institutionen. Unser Gebet ist es, dass durch die Entwicklung unserer Zeit – auch wenn sie bedrohlich und beängstigend sein mag – Menschen beginnen, sich nach Gott auszurichten. Und dass sie nach ihm fragen und auch Antworten und Weisungen für ihr Leben erhalten, um ihren Alltag zu bewältigen.

Ihre Gemeinschaft trägt eine Brosche in Form eines Wassertropfens an der Tracht. Was hat es damit auf sich?

Das Kreuz und die Welle sind das Emblem des Diakonieverbandes Ländli und wurde in den 60er-Jahren entwickelt. Es hat keine speziell christliche Bedeutung, wie ich damals erfuhr. Die Welle soll die Lage am See darstellen. Aber sie diente als Grundlage für das Erstellen unserer Brosche. Eine Mitarbeiterin der diakonischen Gemeinschaft in Iseltwald war Töpferin und hat uns die Brosche in Form eines Wassertropfens hergestellt. Unserem Symbol liegt das Jesuswort aus Johannes 7,37 zugrunde, wo es heisst: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.“ Wir wollen mit dieser Brosche zum Ausdruck bringen, dass wir unseren Lebensdurst bei Jesus stillen und damit rechnen, dass durch unsere Präsenz dieser Lebensstrom weiterfliesst. Dies kann aber nur durch den Heiligen Geist passieren.

Stiftung Ländli

„Gutes ermöglichen“ – so lautet das Credo der Stiftung Ländli. 1923 wurde sie als Diakonieverband gegründet, seit Januar 2022 ist sie als Stiftung tätig. Sie unterhält vier Liegenschaften in drei Kantonen. Dazu gehört der Hauptsitz mit Hotelbetrieb in Oberägeri, die beiden sozialen Einrichtungen in Zürich und Basel und das Chinderhuus Sunneschii in Herrliberg/ZH. An diesen Standorten sind 198 Mitarbeitende beschäftigt, dazu kommen 8 Lehrstellen. In der Schwesterngemeinschaft leben 43 Diakonissen. Der Hotelbetrieb verbuchte im letzten Jahr 29'607 Übernachtungen, verteilt auf 120 Zimmer mit 201 Betten. Ein weiterer Arbeitszweig ist TextLive, der Traktate und Geschenkartikel produziert. Die Stiftung Ländli setzte im letzten Jahr 16,2 Mio Franken um.

🔗 stiftung-laendli.ch

Auf dem neuen Briefpapier sucht man das Emblem vergebens. Ärgert Sie das?

Es ärgert mich nicht, aber es entspricht der Realität, dass wir nicht mehr die Prägenden sind.

Wie definieren Sie die Aufgaben und die Identität Ihrer schrumpfenden Schwesternschaft?

(längere Pause) Zunächst einmal sind wir uns dessen bewusst, dass das Ländli durch unseren Dienst so geworden ist, wie es ist. Dass wir nun nicht mehr die prägenden Leute sind, ist zwar schmerzlich, aber wir haben es akzeptiert und sind froh, dass wir noch auf dem Areal zu Hause sein dürfen. Verbunden mit dem Alter hat sich auch der Aufgabenbereich verschoben. Wir nehmen andere Dienste wahr als früher. Dazu gehört, dass wir als Gemeinschaft den Alterungs- und Sterbeprozess bewusst gemeinsam erleben und sowohl positiv wie hoffnungsvoll im Vertrauen auf Gott in die Zukunft gehen. Es hat sich gezeigt: Man kann loslassen, zurücktreten und trotzdem dankbar und zufrieden sein. Unsere grösste Lektion war definitiv jene des Loslassens. Ein bisschen haben wir es schon gelernt (*schmunzelt*). Und nicht zuletzt nehmen wir Einfluss aufs Ländli, indem wir einzeln und gemeinsam für den Betrieb beten, wenn es gewünscht ist.

Wofür sind Sie im Rückblick auf die 100 Jahre dankbar?

Ich bin vor allem für Gottes Treue und Gnade dankbar, die sich durch alle Epochen zeigt, egal, ob die Entwicklungen positiv oder negativ waren. Das Wort „Gnade“ ist zwar aus der Mode gekommen, aber sehr zutreffend. Er hat uns in aller Schwachheit gebraucht, um für andere Menschen ein Segen zu sein und sein Wort zu verbreiten. Ich bin aber auch dankbar für alle Schwestern, die sich in diesen Dienst gestellt haben, nicht zu vergessen die gegenwärtige grosse Mitarbeiterschaft, die unsere Ziele mitträgt, auch wenn ihr Glauben vielgestaltiger gelebt wird. Letztendlich bin ich dankbar, dass gut 60 Jahre meines Lebens mit dem Ländli verflochten sind. ●

🔗 Das ganze Interview gibt es unter idea.ch

Der Weg vom Verband zur Stiftung

Die demografische Entwicklung der Schwesternschaft, veränderte Kundenbedürfnisse und ein finanzieller Engpass brachten den Umschwung.

Nichts ist so beständig wie der Wechsel“, sagt das Sprichwort. Aber genau dieser Wechsel hat dazu beigetragen, dass das Ländli den Turnaround geschafft hat. Geschuldet ist der Prozess nicht zuletzt der demografischen Entwicklung der Schwesternschaft, die den Diakonieverband Ländli als Verein geführt hat. Zur Stiftung Ländli gehört nicht nur der Gästebetrieb in Oberägeri, sondern auch die soziale Institution Ländli Zürich, das „Chinderhuus Sunneschi“ in Herrliberg, das Alters- und Pflegeheim Ländli Basel, die Spitex Ländli und der Geschenkeladen TextLive. **Stephan Blanc**, einer der drei Geschäftsführer, erinnert sich: „Als wir vor sechseinhalb Jahren ins Ländli kamen, war der Prozess der Erneuerung schon im Gange. Der Verein suchte nach Möglichkeiten, wie sich das Ländli weiterentwickeln könnte unter den gegebenen Umständen.“ Es galt vor allem, zwei Probleme zu lösen. Einerseits die finanzielle Schieflage zu beheben und andererseits Wege zu finden, das Ländli mit entsprechendem Personal in die Zukunft zu führen. Der Prozess dauerte mehr als vier Jahre und gestaltete sich nicht nur einfach. „Es ging nicht ohne Einschnitte und Kollateralschaden“, so Blanc. Aber man habe sich Zeit genommen, den Prozess sorgfältig zu gestalten.



Stephan Blanc, 56, aus Winterthur, verheiratet, zwei erwachsene Kinder, Projektmanager

Gegenseitige Vertrauensbasis

Stephan Blanc und **Stefan Gutknecht**, die inzwischen mit Hanspeter Schmid die Stiftung Ländli führen, erhielten die Aufgabe, zu analysieren, ob das angeschlagene Werk finanziell wieder auf Kurs gebracht werden könnte. „Wir kamen zum Schluss, dass dies machbar ist. Und dann kam der Auftrag – dann macht es!“ sagt Stefan Gutknecht. Es sei die logische Konsequenz gewesen. Ein wichtiger Aspekt in diesem Prozess sei das gegenseitige Vertrauen gewesen. Er habe grossen Respekt vor der Schwesternschaft, die ihr Erbe zu Lebzeiten losgelassen und in andere Hände übergeben hat. Auch im Wissen,

dass für sie und die Zukunft gesorgt ist, so Gutknecht. „Der Weg war nicht nur einfach. Wir mussten manchmal tief durchatmen“, sagt Schwester Martha Häusermann. Schliesslich sei es aber der beste Weg gewesen. Und die juristische Anpassung macht durchaus Sinn. „In der Stiftungsform sind Sinn und Zweck für die Zukunft formuliert und das gewährt auch eine Weiterführung im Sinn der Sache“, so Gutknecht.



Stefan Gutknecht, 56, aus Henggart ZH, verheiratet, drei erwachsene Kinder, zwei Enkelkinder, Unternehmer

Wirtschaftliche Anpassungen

Im Prozess wurden viele Aspekte angesprochen, die über Jahrzehnte kein Thema waren: Leistungserwartung, Professionalität, Effizienz und Kundenbedürfnisse. „In allen Ländli-Betrieben haben in den besten Zeiten 250 Schwestern während 16 Stunden gearbeitet, nur gegen Kost und Logis. Das heisst im Klartext: Zwei Mitarbeiter ersetzen eine Schwester und erhalten erst noch Lohn und Ferien“, fasst Stefan Gutknecht die Fakten zusammen. Die Herausforderungen, von einem gemeinnützigen Verband zu einem wirtschaftlichen Betrieb zu werden, der sich selbst tragen kann, waren gross. Umso dankbarer ist Stephan Blanc für die Mitarbeiterschaft, die sich darauf eingelassen hat. „Diese Leute sind nicht blind eingestiegen, sondern haben eine Affinität zum Ländli und zu dessen Zielen.“ Auch wenn nicht alle Mitarbeitenden christlich sozialisiert sind, tragen sie die Werte mit. „Wir verstecken den Glauben nicht. Und für die Betriebsleiterebene kommen nur überzeugte Christen infrage“, sagt Stefan Gutknecht. Noch immer sind einige Schwestern im Arbeitsprozess integriert, entweder ehrenamtlich oder angestellt. Sie verkörpern nach wie vor die Ländli-DNA. Diese zu verlieren, sei das höchste Risiko, sagt Stephan Blanc. Wohl wissend, dass dieser Prozess nicht aufzuhalten ist. Seit Januar 2022 ist das Ländli nun eine Stiftung. Eine, die noch im richtigen Moment die Kurve gekriegt hat. (dr) ●